

Geneviève Crispin [Fortsetzung]

Autor(en): **Erismann, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 20

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640508>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GENEVIÈVE CRISPIN

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen
von A. Erismann

12. FORTSETZUNG

„Oh, erlauben Sie... es sind hier Leute, welche...“
Aber Bruno unterbrach den Herrn; in aufgeregtem Ton sprach er vom Orient, von der Stadt Schanghai, von ihren Wundern. Dort wurde zu allen Zeiten gespielt, zwischen einem geschäftlichen Rendez-vous, während den Mahlzeiten, vor und nach denselben, das Spiel ist Lebensbedürfnis, man spielt, man wettet auf alles.

Bruno schien sich an seinen eigenen Worten zu berauschen. Alles hörte atemlos zu. Er pries die Schönheit des Orients, erzählte von Opiumhöhlen, von düsteren, unheimlichen Orten. Die Kinder lauschten atemlos und waren enttäuscht, als er wieder von Geschäften sprach.

Geneviève war nachdenklich geworden. Sie stützte den Kopf in die Hand. Sie suchte den Ausdruck von Brunos Augen, als er von Schanghai sprach, vergeblich zu vergessen. Was führte er dort unten für ein Leben? Was war aus ihm geworden? Sie hatte geglaubt, den Mann wieder

zu finden, den sie geliebt hatte in seiner Jugend! Aber hatte sie ihn damals gekannt? Was waren ihre Gespräche gewesen? Vom Tennis, vom letzten Konzert oder von einer Ausstellung! Sie wussten beide noch nichts vom Leben. Wieder sah sie ihn im Geiste, so wie er damals ihr Ideal gewesen. „Ich bin gleich geliebt, er ist anders geworden“, sagte sie sich.

Sie beugte sich über das Geländer und sah in das stille Wasser hinab. Plötzlich fiel ihr ein, was ihr Bruder Herbert einst von Bruno gesagt hatte. „Ein Faulenzer, dessen Intelligenz gerade reicht für dunkle Geschäfte“. Sollte der verstorbene Bruder Recht behalten?

Sie war verwirrt, stiess den Stuhl von der Balustrade weg und machte ein paar Schritte auf der Terrasse. Monika war ihr nachgegangen. „Ist dir schwindlig geworden da vorn?“

Sie antwortete langsam: „Schwindlig, ja, ich glaube.“

BERNER WOCHEN



Warum immer wieder Revolten in Mittelamerika?

Wenn bei uns Meldungen über Revolten aus Mittelamerika eintreffen, dann erfassen diese Unruhen in den wenigsten Fällen das ganze Land. Aber trotzdem tragen die Revolten das Gewand eines nationalen Charakters, das sich draussen auf der Strasse, wo sich zum grössten Teil das Leben der

Bewohner Mittelamerikas abspielt, von einem Moment zum andern ändern kann. Plötzlich gleicht eine breite friedliche Strasse einer Hauptstadt einem kleinen Kriegsschauplatz. So kamen in letzter Zeit Nachrichten zu uns, die darüber berichteten, dass wieder einmal Unruhen ausgebrochen seien, diesmal in der Hauptstadt San Salvador in der Republik El Salvador. Die Stadt liegt am Fusse des gleichnamigen Vulkans (1950 m) und wurde schon mehrfach nicht nur von Revolutionen, sondern von zahlreichen Erdbeben schwer heimgesucht. So wurde sie im Jahre 1854 und 1873 fast gänzlich zerstört und auch in neuerer Zeit von vielen kleineren Erdbeben erschüttert. San Salvador wurde 1528 von

Alvarado an Stelle der Indianerstadt Cuzcatlan gegründet, 1824 wurde es die Hauptstadt der Vereinigten Staaten von Zentralamerika, 1839 der Republik El Salvador. Die Bewohner dieser Hauptstadt setzen sich aus 83 Prozent Mischlingen (Mestizen), 9 Prozent Weissen und 8 Prozent Indianern zusammen, sind in ihrer Eigenschaft als friedliches Volk anzusehen und im Umgang mit Europäern auch zuvorkommend. Doch die spanische Herrschaft, von der das Land im Jahre 1821 befreit wurde, hat einen Grundstock in das Volk gebracht, in dessen Adern das feurige Blut der Pyrenäer und das einer Rothaut fliesst. Unberechenbar wie die Vulkane ihres Landes, kann plötzlich aus politischen, religiösen oder militärischen Gründen ein Zornesausbruch der Einheimischen zu bösartigen Taten verlocken, die in der Regel nicht ohne Todesopfer enden.

Auch mögen sich die Einflüsse von Mexiko, dem Lande der «unsterblichen Rebellen», geltend machen, wie es die Ereignisse in jüngster Zeit wieder bewiesen haben. Fast traditionsgemäss werden in diesen Ländern die Regierungen mit Revolvern und Gewehren gewählt oder abgesetzt.

Von El Salvador sowie vom benachbarten Lande Guatemala, wo sich die meisten europäischen Kaufleute und Kaffeepflanzer aufhalten, beziehen wir vor allem Kaffee, Kakao, Bananen, Ananas und Vanille. Ti.

Eine Hauptstrasse von San Salvador, in der kürzlich eine grosse, misslungene Revolte die Regierung hätte stürzen sollen. Man beachte die einstöckigen Häuser wegen der Erdbebengefahr



15. Kapitel.

Es war alles besetzt in der grossen Halle des neuen Badehotels, das Orchester spielte eine Ouvertüre. Die, welche nicht ohne Stock oder gar Krücken zur Quelle gehen konnten, genossen hier ein paar angenehme Stunden, sei es in der Halle oder auf der grossen Terrasse, die sich an den ersten Stock anschloss. Auf Liegestühlen ruhend, schlürften die Rheumatiker das heilsame Wasser und konnten dabei das Kommen und Gehen der vielen Fremden beobachten. Portiers, Chasseurs, Aerzte, Leidende, Touristen, fremde und französische Jugend und Kinder.

Mitten in der Halle sass Sylvain Rivière in einem bequemen Fauteuil gebettet, er wartete hier auf seine Frau und seine Schwiegermutter. Er war in einem tabakbraunen Pyjama und hatte um den Hals die unvermeidliche gelbe Echarpe, obwohl diese Farbe für sein Gesicht nicht vorteilhaft war; denn dieses war grau. Seit er in Aix war, hatte er Rheumatismen; seine Leiden passten sich immer den jeweiligen Aufenthalten an.

Martine ging ins Schwimmbad. Sie trug ein rosarotes Pyjama mit Kapuze, das sie gestern in einer Auslage gesehen und sofort gekauft hatte. Um sich darin zu zeigen, lief sie durch die Halle. Sylvain lächelte, als er sie kommen sah.

„Toto, wir wollen nicht den ganzen Vormittag hier bleiben. Wir gehen jetzt in unsere Zimmer hinauf und nachher hinunter zur Quelle.“

„Aber — man kann ja das Wasser auch hier trinken, Und dann — wir wollen doch auf deine Mutter warten. Es gefällt mir gut hier, die Stühle sind bequem und das Orchester ausgezeichnet. Ich bin froh, hier ausruhen zu können.“

Martine hob ihre Augen mit den kunstvollen Brauen zur Decke und blickte dann mitleidig und geringschätzig auf ihren Mann. „Du weisst, dass das Wort ‚ausruhen‘ mich zur Verzweiflung bringt. Ein Typ in deinem Alter soll nicht müde sein; aber du bist eben zusammengeklappt.“

Nervös zog Sylvain an seiner gelben Echarpe und murmelte etwas. Dann bat er lauter: „Setz dich doch einen Augenblick.“ Aber der Gnom im rosaroten Pyjama wollte seine charmante Silhouette nicht in einem Fauteuil vergraben.

„Ich möchte den Arzt fragen, ob die elektro-mechanische Synchronisation und die Actinotherapie gut für mich wären“, sagte Sylvain.

„Du bist ganz verrückt! Geh doch um Mitternacht in den See baden, Bruno Lautier hat es für heute vorgeschlagen. Das wird herrlich.“

„Welche Idee! — Ah, da kommt deine Mutter.“

Mit theatralischen Schritten nahte sich Madame Belle. Ihr Pyjama verdeckte etwas die Fülle ihrer Gestalt. Auch sie war in Rosa. Wie die Plüschhasen, mit denen die Kinder spielten, sahen Mutter und Tochter aus. Mit einer Hand, deren Fingernägel blutigrot waren, schlug sie die Kapuze zurück, ihre Haare gliehen nassem Kupfer.

„Wie heiss! Ich habe schon 275 Gramm verloren im Moorbad. Es ist ganz wunderbar, dieses Bad. Wir wollen uns schnell anziehen, damit wir um halb zwölf an der Quelle sind. Toto, du siehst ganz grün aus, du solltest zu Fuss ins Hotel gehen, die Sonne würde dir gut tun.“

Sylvain Rivière erhob sich widerwillig aus seiner bequemen Lage. „Ich bin in Pantoffeln, Mama, und dann...“ Sie unterbrach ihn: „Wo hast du den Wagen gelassen?“

„Vor dem alten Etablissement.“

„Da werden die Leute glauben, wir seien in einem Hotel zweiten Ranges!“

„Die Autos der grossen Hotels nahmen allen Platz in Anspruch“. Der Gartenpavillon, vor dem die drei sassen, war über und über mit Geranien geschmückt. Dienstmänner schleppten noch immer Liegestühle und bunte Gartenschirme herbei. Pyjama mit Kapuze verschwanden wieder in den Autos, die Chasseure riefen den Chauffeuren der ver-

Jä... d'Liebi!

*Jä, d'Liebi isch es gfährligs Ding!
Pass uf, pass uf, es hett eim ring!
Em Afang dänksch: S'isch nume Gschpass!
Und scho hocksch teuf im Pulferfass! —
Was wosch? — S'cha chlepf, wenn es will!
U de? — Jä..., ds Wehre nützt nit viel!*

*Jä, d'Liebi isch es eigets Ding!
Ds Hürate geit de mängisch gschwing!
Mi wott enanger sicher sy, —
Süs ch pfuscht em Aend no öpper dry! —
Bim Pfarrer seit me ganz ärnscht: Ja!
Mir zwöi, mir wei enanger ha! —*

*Jä, d'Liebi isch es läbtigs Ding!
Was nachehunnt, si meischtens Ching,
Das git viel Wösch und heiters Gschrei,
Da hilft em beschte Milch und Brei!
Ds Härzchäferli wrd still und brav,
Litt stundelang im schönste Schlaf.*

*Jä, d'Liebi isch es wichtigs Ding!
Si gitt em Lübe feschte Sinn! —
E so nes Fuschte ganz allei
Isch doch die reinschti Chnorzerei!
Drum seit sech mänge rächte Ma:
I sött gwüss o nes Wybli ha!*

WERNER SANTSCHI

schiedenen Hotels: Mirabeau, Régina, Splendid... und die Sonne überstrahlte alles, glitt durch die breiten Aeste der alten Bäume und vergoldete die fernen Berge.

Sylvain steuerte den Wagen, und mit jeder Biegung kamen sie höher und waren bald vor dem weissen Haus, wo Geneviève unter der Türe mit einer Bäuerin sprach, die eine Freundin der Kinder zu sein schien und von diesen nur Madame „Kiki“ genannt wurde nach ihrem grossen Bernhardiner, auf dessen Rücken Josette reiten durfte.

Jedesmal, wenn Madame Kiki am Haus vorbeikam mit ihrem kleinen Handwagen, aus dem es nach frischen Himbeeren roch, hielt sie an, und Geneviève kaufte frisches Gemüse, während die Kinder sich mit dem Hund, der nicht mehr eingespannt war, amüsierten. Er kannte sie und bellte immer schon, wenn das weisse Haus in Sicht kam.

Noel sprang an Martina empor: „Komm, sieh dir Madame Kiki an, sie weiss so vieles von Wolken und Winden zu erzählen.“

Die junge Frau machte sich los und eilte mit ihrer Mutter schnell durch den Garten, während Sylvain langsam folgte.

„Mögen Sie gerne Birnen?“ fragte Geneviève die Damen. Sie hatte ihre Schürze aufgehoben, und Monika schüttete die kleinen grünen Birnen hinein.

„Ich mag sie am liebsten als Kompott, könnten Sie vielleicht welche einmachen?“

„Gerne. — Aber Frau Chanaz, vergessen Sie für morgen den Rahm nicht.“

J Im Altenberg in Bern in einem netten Häuschen wohnt das Künstlerhepaar Brignoni, das, wie so viele andere, der Krieg aus seinem selbstgewählten Künstlermilieu geworfen hat. Im Jahre 1939 sind sie aus Paris in die Schweiz zurückgekehrt, um sich hier ihrem künstlerischen Streben widmen zu können.

Serge Brignoni, der in Bern aufgewachsen ist, fand vorerst in der Heimat nicht das Verständnis für seine eher surrealistische Art der Malerei, das seinem künstlerischen Niveau entspricht. Erst als man anfing, neben seine phantasie-reichen Gemälde auch seine realistischeren Bilder zu stellen, erkannte man die grosse und starke Kunst, die im Schaffen dieses Künstlers zu finden ist. Die Urprobleme unseres Seins beschäftigen ihn und mit vielen frohen lebendigen Farben sucht er die geheimsten Regungen des Unbewussten auf der Leinwand festzuhalten, die den Beschauer in ihrer Farbenharmonie begeistern. Dabei ist Brignoni ein strenger Mathematiker, der keinen Strich und keinen Punkt aufsetzt, ohne dass er nach genauer Berechnung

SERGE UND GRAZIELA BRIGNONI

ins Gesamtbild passt. Während der Künstler in seinen surrealistischen Bildern der Phantasie freien Lauf lässt, hält er sich bei den realistisch gehaltenen Bildern streng an die Form. Immerhin lässt er immer den Farben den Vortritt, so dass man seine Bilder wirklich in Farben gesehen haben muss, um sie einigermaßen beurteilen zu können. (Zur Zeit findet eine Ausstellung des Künstlers im Hotel Cina, 1. Stock, statt, die bis Ende des Monats dauern wird.)
Graziela Brignoni ist in ihrem Schaffen mehr naturalistisch, und für sie war es deshalb leichter, sich den Weg in der Heimat zu bahnen. Mit echt weiblichem Einfühlungsvermögen versteht sie es, unsere Art so zu gestalten, dass sie auch dem Laien leicht verständlich ist. Sie widmet sich



Portrait von Frau F.

Rechts:
Die Künstlerin an der Arbeit

Rechts unten:
Der Künstler beim Entwurf einer Skizze

Unten:
Das Männliche und Weibliche in der Natur



Landschaft im Altenberg

Die Bäuerin, mager und solid, in ihrem weiten schwarzen Rock und verblühenen Hut ging, und Kiki lief dem Wagen bald vor, bald hinter diesem.

Sylvain war unterdessen ins Vestibül getreten und hatte sich mit der Köchin unterhalten. „Fräulein“, sagte diese zu Geneviève, „Herr Rivière möchte gerne ein Glas Milch haben, wird es reichen, wenn wir für den Pudding noch welche brauchen?“

„Wenn es nicht reicht, so holen wir uns oben im Bauernhof noch Milch.“

„Wie bei Ihnen alles so einfach und klar ist“, sagte Sylvain glücklich.

Geneviève lächelte und trug die Früchte ins Esszimmer, wo sie mit Monika zusammen die Schalen füllte. Sie summete dabei ein Liedchen.

An dem Abend, als die Belleys ankamen, waren ihre Augen wieder trübe gewesen. Still hatte sie am Tisch gesessen und ihr Gesicht, ihr helles Kleid hätte sie am liebsten versteckt vor den neugierigen Augen der beiden Frauen. Sie hatten bei ihrem Anblick theatralisch ausgerufen: „Aber Fräulein, wie sehen Sie denn aus!“

Sie schlief wenig in jener Nacht und beschloss, am Morgen mit den Kindern zügig zum Strande hinunter zu flüchten. Aber die Köchin hielt sie zurück: „Fräulein, die Glätterin ist da... Fräulein, was soll ich nur heute kochen? ... Werden Sie am Nachmittag mit den Kindern eine Wanderung machen, soll ich Proviant rüsten?“

„Ich weiss es nicht. Jetzt müssen Sie Madame Belley fragen.“ Aber diese wollte nach Aix hinunter. Sie lächelte Geneviève liebenswürdig zu und sagte: „Machen Sie ganz wie Sie wollen, Sie sind jetzt hier gewöhnt, ich möchte mich um nichts kümmern müssen.“

Wie hatte Geneviève sich gefürchtet vor dem Erscheinen der Familie Belley, und wie einfach ging nun alles. Madame Belley und die Rivière lebten hier wie im Hotel, sie waren

zufrieden, alle Verantwortung auf Geneviève abwälzen zu können. Sie waren nur zu den Mahlzeiten anwesend, wo sie sich wie gewöhnlich zankten. Aber für Geneviève hatten sie nur Worte der Anerkennung. Sie sorgte für alles. Da Trinkwasser kam frisch auf den Tisch, die Platten waren gewärmt, jedermann wurde serviert, wie er es gewohnt war. Sie sorgte, dass die Fenster zur Zeit offen und die Läden geschlossen wurden, sie hatte der Köchin eine junge Lülle zugesellt.

Gegen halb zwölf fuhr Sylvain Rivière den Wagen vor das Haus. „Wohin gehst du, Toto?“

„Wir fahren zur Quelle hinunter. Wollt ihr mitkommen?“

„Wenn unser Fräulein mitkommt.“

„Ich habe keine Zeit.“

„Dann bleiben wir lieber hier im Garten und spielen“, erklärte Noel.

Kurz nachdem die Belleys abgefahren waren, sagte Geneviève den Kindern, sie hätte eine Bestellung an der Genferstrasse zu machen, sie gingen zusammen hinab. Es war eine Lust, mit den Kindern zu wandern. Auf dem Heimweg mussten sie sich beeilen, denn die Mittagsglocke lautete schon. Da erblickte Noel plötzlich die Grossmama mit Toto und Martine. „Ich glaubte, ihr wolltet oben bleiben“, sagte Sylvain.

Monika gab Antwort: „Wir tun immer das, was unser Fräulein will.“ Sie standen in der Nähe der Quelle. Das Orchester spielte den Faustwalzer, dann einen Zigeunertanz.

„Wir wollen jetzt zur Quelle, Herr Lautier wartet dort auf uns“, sagte Madame Belley.

Bruno hatte einen Tisch reservieren lassen, seine Zigarette rauchend, musterte er das Publikum. Der spöttische Zug um seinen Mund hatte sich noch vertieft. Die neue Bekanntschaft amüsierte ihn, die Karikatur eines Sylvain, das theatrale Auftreten der Madame Belley, die scharfe Zunge Martines, er fand „die kleine Rivière“, pikant. Er hoffte, durch seine Liebenswürdigkeit den beiden Damen gegenüber, Geneviève eifersüchtig zu machen. Aber Vivette schien mit ihren Gedanken abwesend zu sein.

(Fortsetzung folgt)



gerne dem Porträt, doch verraten auch ihre Landschaften ihr ausgesprochenes Können. In Vielen folgt sie den Ideen ihres Lebenspartners, doch bleibt sie immer einfacher und leichter verständlich.

Beide Künstler haben unverkennbar eines gemeinsam, nämlich das gewissenhafte Schaffen, das sie eines Tages zum Endziel und Streben jedes Künstlers — zur vollen Anerkennung und Wertschätzung weitester Kreise — führen wird.



Die bequemen
Strub-,
Bally-Vasano-
und Prothos-
Schuhe

Gebrüder
Georges
Belli
Mattenstrasse 42